

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Kohan, Martín

Zweimal Juni

Roman

Aus dem Spanischen von Peter Kultzen

© Suhrkamp Verlag

978-3-518-42078-2

Martín Kohan

Zweimal Juni

Roman

Aus dem Spanischen
von Peter Kultzen

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
Dos veces junio bei Editorial Sudamericana, Buenos Aires.
© Martín Kohan, 2002

Die Übersetzung aus dem Spanischen wurde
mit Mitteln des Auswärtigen Amtes unterstützt
durch die Gesellschaft zur Förderung der Literatur
aus Afrika, Asien und Lateinamerika e. V. (litprom).

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 2009
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
Erste Auflage 2009
ISBN 978-3-518-42078-2

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Zweimal Juni

»Gardel starb im Juni,
im Juni fielen Bomben auf die Plaza de Mayo.
Für uns, die Bewohner dieses Landes,
ist der Juni ein Unglücksmonat.«

Luis Gusmán

Vierhundertsevenundneunzig

1

Das Benachrichtigungsheft lag aufgeschlagen auf dem Tisch. Auf den zwei Seiten, die zu sehen waren, stand nur ein Satz. Er lautete: »Ab wieviel Jahren kann man ein Kind foltern?«

2

Zu Recht nahmen wir an, daß alles einzig und allein vom Zufall abhing, schließlich waren Zahlen mit im Spiel. Andererseits bedient sich die Wissenschaft natürlich auch vielfach der Zahlen und stellt mit ihrer Hilfe absolut rationale Berechnungen an. Aber in diesem Fall ging es um eine Lotterie, und dabei standen die Zahlen für nichts anderes als für Glück oder Unglück im Spiel.

3

Neben dem Benachrichtigungsheft lag noch etwas, der Kugelschreiber, mit dem der Satz geschrieben worden war. Ein angeknabberter Kugelschreiber, offensichtlich versuchte da jemand, seine Anspannung loszuwerden, indem er auf dem abstoßenden Stück Plastik herumkaute. Ich nahm den Kugelschreiber, möglichst ohne das zer-bissene Ende zu berühren – nicht auszuschließen, daß es noch feucht war. Ich hatte schon damals eine sichere Hand, noch durchs kleinste Nadelöhr fädelt ich ohne

Schwierigkeiten ein. Deshalb gelang es mir auch, aus den zwei zum Glück nah beieinander stehenden l eines zu machen, dem nur bei genauem Hinsehen anzumerken war, daß es das Ergebnis einer geschickten Korrektur darstellte, ein wenig fett vielleicht, aber letztlich doch ein l, wie es sich gehört.

Kaum etwas störte mich so sehr wie Rechtschreibfehler.

4

»Endziffer«, kam es aus dem Radio, »sechshundertvierzig.«

Sechshundertvierzig, das war ich.

»Loszahl«, hieß es weiter, »vierhundertsiebenundneunzig.«

Wir sahen uns an, ohne ein Wort zu sagen. Im Radio wurden weiter Zahlen durchgegeben, aber die gingen uns nichts an. An diesem Morgen hatten wir uns schon um zehn vor sieben vor dem Apparat versammelt, da war es noch dunkel.

»Heer«, sagte mein Vater.

»Ich bringe die Zahlen immer durcheinander«, sagte meine Mutter. »Deine haben sie, glaube ich, gerade genannt. Aber frag mich nicht, welche. Ich glaube, es war keine besonders große Zahl.«

Mein Vater sagte, er sei stolz auf mich. Und wirklich, seine Augen glänzten, als kämen ihm gleich die Tränen.

Ich ließ das Heft aufgeschlagen auf dem Tisch liegen. Den Kugelschreiber legte ich wieder daneben. Sonst war nichts auf diesem Tisch, nur noch das Telefon. In dem ganzen Zimmer war nichts außer dem Tisch – dem Tisch mit dem Telefon, dem Heft und dem Kugelschreiber –, dazu zwei Stühle – auf einem davon saß ich –, und schließlich noch ein leerer Papierkorb. Trotzdem hatte ich plötzlich das Gefühl, beobachtet zu werden, aus welchem Grund auch immer. Da war niemand, der mich hätte beobachten können, das wußte ich genau, die Tür war zu, und das einzige Fenster ging unsinnigerweise auf eine schmutzige, stockfleckige Mauer. Ich hatte das Gefühl, beobachtet zu werden, aber es war eben bloß ein Gefühl. An der Wand hing ein Kruzifix, und es kam mir so vor, als sähe Christus mich an. Unter dem Kruzifix hing ein Porträt von San Martín, umkränzt von der Nationalflagge, und es kam mir so vor, als sähe San Martín mich an. Christus richtete den Blick zum Himmel, zweifellos war er in dem Moment dargestellt, in dem er den Vater fragt, warum er ihn verlassen habe. Trotzdem hatte ich das Gefühl, er sieht mich an. San Martín blickte zur Seite, aber aus den Augenwinkeln, ohne den Kopf zu wenden, so als wäre er just in dem Moment, in dem er fotografiert werden sollte (obwohl es sich natürlich um gar kein Foto handelte), durch irgend etwas abgelenkt worden. Er blickte zur Seite, aber ich hatte trotzdem das Gefühl, er sieht mich an.

Auf einmal schien mir auch mit dem Telefon etwas nicht zu stimmen. Ich weiß, seine besondere Leistung besteht darin, aus der Ferne Töne zu übertragen – Töne, und keine

Bilder. Und doch verfügt es ebenso über die Fähigkeit, einem Personen nahezubringen, die gar nicht körperlich anwesend sind, die sich an einem anderen Ort befinden, ja diese Personen in gewisser Weise in ein unbestreitbar verschlossenes Zimmer wie dieses zu versetzen. Deshalb hatte ich auch, obwohl es sich um ein Telefon handelte, um ein Telefon, dessen Hörer stumm auf der Gabel lag, das Gefühl, die bloße Anwesenheit dieses Apparates ermögliche es jemand anderem, mich zu beobachten. Ich hatte das Gefühl, so unsinnig es scheinen mag, dieser jemand habe möglicherweise zugesehen, als ich das Wort in dem Heft korrigierte, als ich aus den zwei l eines machte, wie es sich gehört.

6

Am nächsten Tag kauften wir die Zeitung. Meine Mutter hatte unaufhörlich wiederholt, die Nennung der Zahlen sei ein einziges Durcheinander gewesen, es sei unklar, in welcher Reihenfolge die Zahlen durchgegeben worden seien beziehungsweise welche davon eigentlich zusammengehörten.

Deshalb kauften wir am nächsten Tag die Zeitung. Meine Mutter sagte: »Dann wissen wir Bescheid.«

Sie legte ein Lineal unter die Sechshundertvierzig. Die Sechshundertvierzig, das war ich. Sie fuhr mit dem Finger am Lineal entlang bis zu der Spalte mit den Loszahlen. Erst mit dem Finger, und dann mit dem Brillenbügel (um die Zahlen aus der Nähe erkennen zu können, hatte sie die Brille abgenommen), und dann mit einem gut gespitzen Bleistift fuhr sie am Lineal entlang, von einer

Spalte zur anderen. Dabei gelangte sie jedes Mal zu der Zahl vierhundertsiebenundneunzig.

»Heer«, sagte mein Vater. Und meine Mutter sagte: »Mein kleiner Soldat« und weinte vor Rührung.

7

Vielleicht hatte ich etwas Verbotenes getan und kam mir deshalb beobachtet vor. Das sagte mir wenigstens mein Schuldgefühl. Wenn man etwas Verbotenes tut, hat man das Gefühl, beobachtet zu werden, ganz egal, wie allein man dabei ist. Und ich hatte vielleicht wirklich etwas Verbotenes getan. Der Eintrag in dem Heft stammte möglicherweise von dem Feldwebel Torres oder eher noch, was mir wahrscheinlicher schien, von dem Gefreiten Leiva, denn der war ganz offensichtlich nicht besonders gebildet und auch nicht besonders helle. Trotzdem hatte ich keinesfalls das Recht, einen meiner Vorgesetzten, welchen auch immer, auf einen Fehler hinzuweisen, und das gleiche galt für meine Kameraden, in keiner Weise war ich mehr wert als irgendeiner von ihnen, da mochte ich noch so sehr im Recht sein. Ganz egal, wie gut ich mich mit der Rechtschreibung auskannte, der, der die Nachricht geschrieben hatte, durfte sich mit dem gleichen Recht darüber hinwegsetzen. Für einen so kurzen, so einfachen Satz hatte er sich in der Tat einen keineswegs harmlosen Fehler geleistet. Aber das gab mir nicht das Recht, ihn auf diesen Fehler hinzuweisen, geschweige, mich besser zu fühlen als er, denn hier war ich niemandem überlegen, ich war selbst ein Niemand, ein Befehlsempfänger.

8

Mein Vater hatte gesagt: »Beim Militär herrschen klare Regeln.« Die erste dieser Regeln lautete: »Der Vorgesetzte hat immer recht, vor allem, wenn er im Unrecht ist.« Ich weiß noch, er sagte, darüber solle ich mir unbedingt im klaren sein, denn wenn ich das begriffen hätte, hätte ich automatisch auch alles andere begriffen.

9

Bei Anbruch der Nacht setzten die Schmerzen ein. Eine Frau weiß immer, was mit ihrem Körper los ist. Dieses Gefühl hatte sie zum erstenmal, so etwas hatte sie noch nie erlebt; aber gleich bei den ersten, noch ganz leichten Schmerzen begriff sie, daß es kommen würde. Noch in dieser Nacht würde es kommen, das wußte sie genau, nur ob wirklich Nacht war, wußte sie nicht, vielleicht täuschte sie sich da.

10

Beim Militärdienst gibt es eine ganz einfache Regel, sagte mein Vater immer: »Alles, was sich bewegt, wird begrüßt; alles, was sich nicht rührt, geht einen nichts an.« Wer das wußte, wußte Bescheid und bekam niemals Schwierigkeiten.

11

Ich überlegte, ob ich aus dem l in dem Satz aus dem Heft wieder zwei l machen solle, damit alles so war wie vor-

her. Ein l oder zwei l, an der Bedeutung des Satzes änderte das schließlich nichts. Aber das war natürlich Quatsch – schon alleine weil ich keinen Radiergummi zur Hand hatte. Außerdem war es unmöglich, zu radieren, ohne Spuren auf dem Blatt zu hinterlassen. Es handelte sich um Papier allerschlechtesten Qualität, beim Radieren wäre es höchstwahrscheinlich zerrissen. Und das wäre wirklich schlimm gewesen, denn der Satz mußte unbedingt klar und deutlich zu lesen sein, da durfte nirgendwo ein Fleck sein oder irgendwelche Schmierer oder Risse.

12

Mein Vater liebte es, Anekdoten zu erzählen. Wie bei vielen anderen auch, stammten seine Anekdoten zum Großteil aus den fernen Tagen seines fünfzehnmonatigen Militärdienstes, und sobald feststand, daß meine Loszahl tatsächlich die Vierhundertsiebenundneunzig war, hatte einmal mehr die Stunde seiner Anekdoten geschlagen, keine wurde ausgelassen, jede so erzählt, als hätten wir sie noch nie zu hören bekommen.

Eine handelte vom Morgenappell im Kasernenhof. Ungefähr dreißig Soldaten in voller Montur sind angetreten. Während sie strammstehen, schreitet der Oberstleutnant die Reihe ab; wie der Mann hieß, wollte meinem Vater beim besten Willen nicht einfallen. Irgendwann donnert der Oberstleutnant: »Soldaten! Irgendwer dabei, der gut Schreibmaschine schreibt?« Und weiter: »Wer gut Schreibmaschine schreibt, vortreten!« Zuerst sagt keiner was. Wer weiß schon, was der Oberstleutnant unter »gut schreiben« versteht. Schließlich tritt fast am Ende der Reihe ein klei-

ner Rothaariger vor, das Gesicht voller Sommersprossen, kaum größer als eins fünfzig. Er schreit: »Ich, Herr Oberstleutnant.« Der Oberstleutnant tritt auf ihn zu und brüllt: »Sie schreiben gut Schreibmaschine?« Der Soldat brüllt zurück: »Jawohl, Herr Oberstleutnant!« – »Gut«, sagt der Oberstleutnant, »sehen Sie den Eimer und den Schrubber da? Die schnappen Sie sich, und in einer Stunde sind die Latrinen blitzblank!«

Die Lehre aus dieser Geschichte war laut meinem Vater: Beim Militär ist es am besten, niemals irgend etwas Besonderes zu können. Das sollte ich mir hinter die Ohren schreiben. »Mach's bloß nicht wie die Juden«, sagte er, »die wollen immer zeigen, daß sie von allem was verstehen.«

13

Sie hatte keine Ahnung, ob jemand sie hören würde, trotzdem rief sie: »Es kommt.« Sie rief es laut, für den Fall, daß sie doch nicht ganz allein wäre. Aber sie rief es gewissermaßen auch sich selbst zu, in dem halb bewußten, halb unbewußten Zustand, in dem man nicht genau weiß, ob man eigentlich laut spricht oder flüstert, ob man alles, was man sagen möchte, auch ausspricht oder, wenigstens einen Teil davon, nur innerlich erklingen läßt.

Die nächtliche Stille war so rein, daß ihre Stimme tatsächlich von jemandem gehört wurde, irgendwo hinter den Türen, auf einem der Gänge. Von ferne kam die Antwort: »Sag Bescheid, wenn es alle fünf Minuten weh tut.« Ihr Gesprächspartner mußte wissen, daß sie keine Uhr

hatte, beziehungsweise wenn sie eine gehabt hätte, diese nicht ablesen konnte. Aber fünf Minuten, das hieß auch dreihundert Sekunden, und die Sekunden mitzuzählen, weder zu hastig noch zu langsam, hatte sie inzwischen gelernt. Es war einfacher, die Sekunden zu zählen als die Stunden, und einfacher, die Stunden zu zählen als die Tage.

Sie achtete also darauf, wieviel Zeit von Mal zu Mal verstrich, und nur, wenn der Schmerz anzog, verlor sie für eine Weile den Überblick. Trotz allem merkte sie genau, als es soweit war. Und da rief sie noch einmal: »Es kommt.«

14

Am besten unternahm ich nichts, sagte ich mir. Wer auch immer die Nachricht geschrieben hatte, würde die Korrektur nicht bemerken. Weder sein Gedächtnis noch seine Wahrnehmungsfähigkeit würden ihm auf die Sprünge helfen, gerade weil dort seine Schwächen lagen, hatte er den Fehler ja begangen. Und sollte er aus irgendeinem Grund doch etwas merken, würde er sich wohl kaum dazu äußern – selbst jemand wie der Gefreite Leiva stand ungern vor den anderen als Idiot da, so verdient er es gehabt hätte.

15

Einer beim Militär hatte das folgende Motto, wie mein Vater erzählte: »Nichts zu tun, aber Hauptsache pünktlich!« Hieran ließ sich, fand er, gut ablesen, wie die militärische Logik funktioniert. Das solle ich aber bloß nie-

mandem erzählen in der Kaserne, meinte er dann mit Nachdruck, auch den Kameraden nicht. »Immer schön die Klappe halten!« sagte er und zwinkerte mir zu.

16

In das Heft wurden ausschließlich wichtige Nachrichten eingetragen. Deshalb lag es stets neben dem Telefon; sonst befand sich nichts auf dem Tisch. Es war streng verboten, Dinge einzutragen, die nicht unmittelbar mit den Anfragen oder Hinweisen zu tun hatten, die uns von anderen Einheiten erreichten. So kam es manchmal mehrere Tage lang zu keinem Eintrag. Der einzige Eintrag dieses Tages war die erwähnte Anfrage in einer medizinischen Angelegenheit.

17

Sie brauchte nicht zu glauben, was sie da zu hören bekam: Es stimmte nicht, daß zwischen einer werfenden Hündin und einer Gebärenden kein Unterschied bestand, und es stimmte auch nicht, daß ihr Kleines tot zur Welt gekommen war, denn sie hatte es weinen hören.

18

Manche Mitteilungen hatten einen wenig aussagekräftigen Inhalt, bezogen sich lediglich auf Details von Einsatzplänen. Andere verlangten ein höheres Maß an Geheimhaltung, auch wenn sie ebenfalls bloß mit Nebenaspekten bevorstehender Einsätze zu tun hatten. Der heutige Ein-